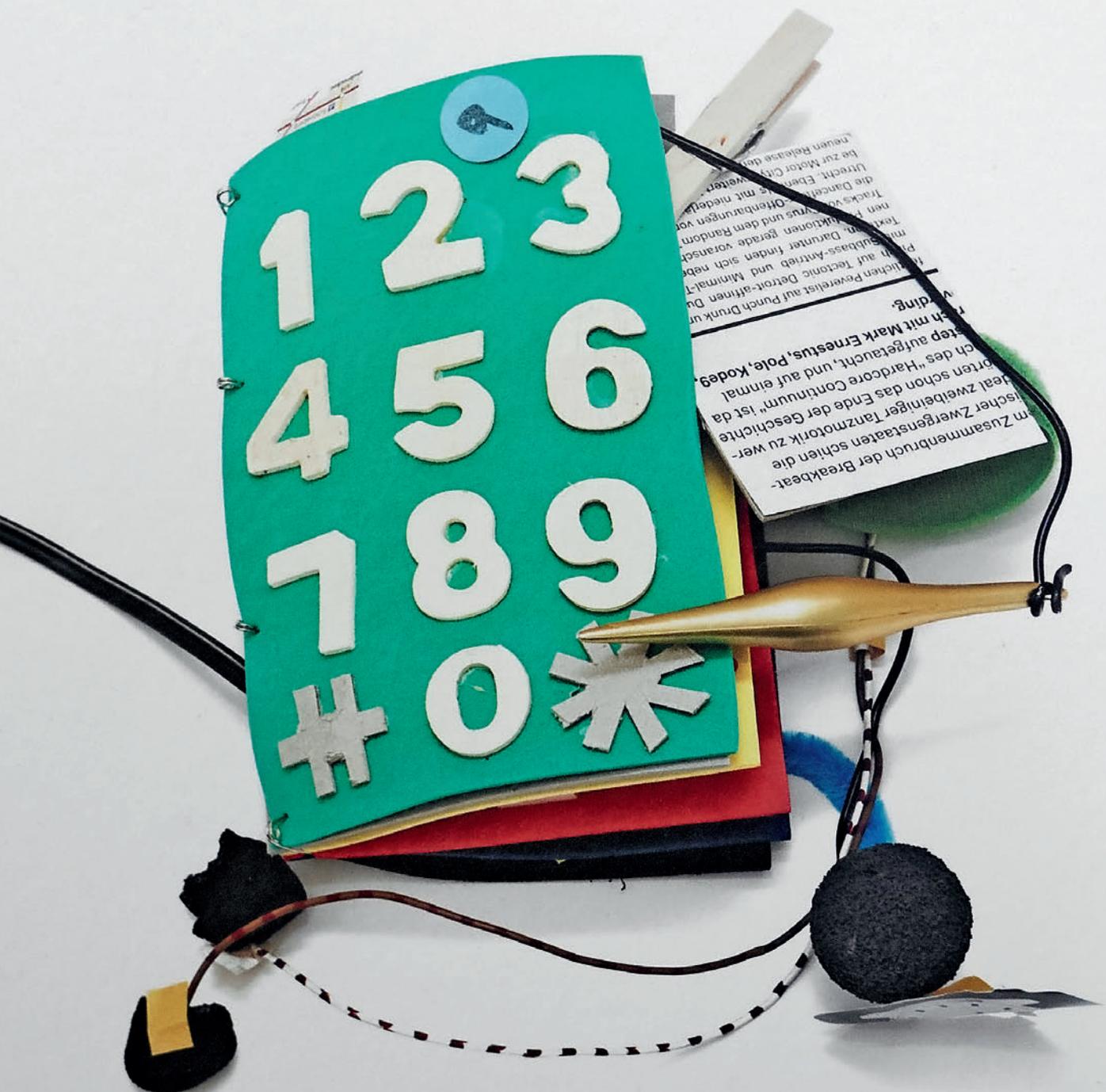


# Besuch bei...



A woman with blonde hair, wearing a white sleeveless top and a necklace, is smiling and looking to the right. She is standing in front of a white wall covered with numerous colorful sticky notes and small photographs. The notes are in various colors like blue, green, pink, and yellow, and some have text or drawings on them. The overall atmosphere is creative and collaborative.

# ... Gesche Joost

AUTOR: **KLAUS MEYER** FOTOS: **ANDREAS HOERNISCH**

Die Zukunft der vernetzten Gesellschaft ist ihr Thema. Es bewegt Gesche Joost als Expertin für Netzpolitik im Wahlkampfteam von Peer Steinbrück, aber auch als Forscherin am Berliner Design Research Lab. Dort trafen wir sie für ein Gespräch über Designpraxis und Politik.



„Bislang habe ich positive Erfahrungen mit der SPD gemacht. Die Partei hat die Chance, sich für neue Politikformate zu öffnen.“

**B**erlin, 18. Juni, gegen 15 Uhr. Rund ums Brandenburger Tor herrscht Ausnahmezustand, weil die Obamas im Anflug sind. Aber auch im zweiten Stock des Verwaltungsgebäudes der Universität der Künste (UdK) geht es hoch her – zumindest in den Räumen des Design Research Lab, wo Gesche Joost (39) residiert. Die Designforscherin und Politikberaterin gibt Interviews. Gerade ist die Page dran, in zehn Minuten kommt das ZDF, danach sind wir an der Reihe. Seit SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück die Wahlberlinerin in sein Kompetenzteam berief, reißt das Medieninteresse nicht ab. Im Wahlkampf ist sie für Netzpolitik zuständig, an der UdK widmet sie sich Fragen der Mensch-Maschine-Interaktion. Geleitet von dem Interesse, kulturelle Teilhabe für Benachteiligte und Ausgrenzte zu ermöglichen, entwickeln Gesche Joost und ihr Team interaktive Textilien, alternative Interfaces für IT-Geräte und Kommunikationsmodelle für lokale Communitys. Die gebürtige Kielerin studierte Design bei Gui Bonsiepe, Uta Brandes und Michael Erlhoff an der Köln International School of Design (KISD) und promovierte bei Gert Ueding in Tübingen über das Thema „Grundzüge der Filmrhetorik“. Von 2005 bis 2010 arbeitete sie als Forscherin bei den Telekom Innovation Laboratories (T-Labs), danach übernahm sie die von der Deutschen Telekom gestiftete Professur am Design Research Lab. Berührungängste kennt Gesche Joost nicht. Sie begrüßt uns mit Handschlag, sagt „Moin“ und los geht’s.



Frauensachen: Im Zuge des Projekts „Gender Inspired Technology“ dachten 55 Teilnehmerinnen über feminine Mobiltelefone nach und bastelten Modelle. Eine Fototapete im Konferenzraum des Design Research Lab zeigt die originellsten Arbeiten.

**DESIGN REPORT:** Heute ist ja Herr Obama in Berlin, Frau Joost. Was würden Sie dem amerikanischen Präsidenten sagen, wenn Sie die Gelegenheit hätten, mit ihm über das Datenspähprogramm Prism zu reden?

**GESCHE JOOST:** Ich würde deutlich machen, dass wir in Deutschland sehr hohe Ansprüche an den Datenschutz haben und die Privatsphäre nicht angetastet werden darf. Dass es vollkommen inakzeptabel ist, wenn meine E-Mails mitgelesen werden. Dass wir in Europa gerade zusammenrücken und uns gemeinsam für eine Verbesserung des Datenschutzes stark machen. Und dass ich es toll finde, dass viele in Deutschland in diesem sensiblen Bereich Vorreiter sind. Innenminister Friedrich verteidigt Prism, die Geheimdienste fordern Geld für eine Intensivierung der Internetüberwachung – so breit scheint der Konsens hierzulande dann doch nicht zu sein.

Ich stimme mit diesen Ansichten überhaupt nicht überein. Aber die Debatte

als solche ist gut und gesellschaftlich dringend notwendig. Wir müssen ja tatsächlich abwägen zwischen Sicherheit und Freiheit. Wollen wir die komplette Anonymität im Internet, wie es die Netz-Community fordert, oder die komplette Überwachung? Ich finde beide Extrempositionen schwierig. In beiden Fällen geht es darum, die Bürgerinnen und Bürger zu schützen, einmal vor Überwachung, einmal vor Terror. Hier müssen wir ein angemessenes Verhältnis schaffen, um Bürgern das Vertrauen in das Netz zurückzugeben.

**Dem Anlass entsprechend ist vor allem von staatlichen Eingriffen die Rede. Aber es gibt ja auch andere Spinnen im Netz. Was sagen Sie zu der kulturprägenden Macht von privaten Großunternehmen wie Apple, Google oder Facebook?**

Auch Konzerne sind in puncto Datenschutz sehr viel stärker in die Pflicht zu nehmen. Ich fände es beispielsweise toll, wenn sich das Prinzip „Privacy by Default“ durchsetzen würde.

**Das heißt, dass die Standardeinstellungen – etwa beim Anlegen eines Facebook-Profiles – automatisch den besten Datenschutz bieten.**

Genau. Ich müsste als Nutzerin nicht erst im Kleingedruckten nachlesen, was mit meinen Daten eigentlich passiert, sondern wüsste bei der Anmeldung, dass ich erst mal auf der sicheren Seite bin – und alles, was darüber hinausgeht, selbst aktiv auswählen kann. Das fordere ich von Unternehmen. Darüber hinaus muss sichergestellt werden, dass auch die globalen Anbieter sich an deutsches und europäisches Datenschutzrecht halten und dass ich als europäischer Nutzer gegen Konzerne, die ihren Stammsitz etwa in den USA haben, klagen kann. Denn das ist momentan nicht möglich.

**Meine Frage zielte auf etwas anderes. Apple beispielsweise entfernt bekanntlich anstößige Stellen aus Liedtexten oder Bildern – die Firma spielt sich als Zensor auf und nimmt damit in einer Weise Einfluss auf das kulturelle**

TOOLS TO ENGAGE 1

POST ISSUE

2

1

ask how Community

1 \_\_\_\_\_ 2

2 \_\_\_\_\_

3 \_\_\_\_\_

3

Share ideas

News in your groups

Follow sources

CONTACT

INVITE

ACTIVATE

Make to issue

Make to issue

Make to issue

### **Leben, wie man es einem Privatunternehmen nicht gestatten sollte.**

Auch diese Praxis sehe ich kritisch. Wenn es allerdings um Straftaten geht – um Volksverhetzung oder Kinderpornografie –, muss von staatlicher Seite natürlich eingegriffen werden. Solche Seiten sollten sofort gelöscht werden. Das Internet ist im höchsten Maße ein politischer Raum. Beispiel Facebook: Einerseits habe ich Angst, dass meine Facebook-Nachrichten gescannt werden, andererseits ermöglichen soziale Medien beispielsweise jetzt in der Türkei die Mobilisierung und den direkten Meinungsaustausch von Demonstranten. Das ist die positive Gestaltungsmacht, die freilich von den Bürgerinnen und Bürgern ausgeht und nicht von Facebook als Konzern.

### **Alles super also.**

Keineswegs. Das Negative ist die Abhängigkeit vieler Jugendlicher von Facebook. Weil ein Großteil der Kommunikation über diese Plattform läuft, sehen sie kaum noch Möglichkeiten, sich zu entziehen. Das ist ein Problem, das auch gesellschaftspolitische Implikationen hat. Ich denke zum Beispiel, dass wir Medienkompetenz intensiver und früher schulen müssen. Schon junge Schülerinnen und Schüler müssen sich damit auseinandersetzen, welche Daten sie eigentlich preisgeben wollen und wie sie mit solchen mächtigen Netzwerken und Konzernen umgehen sollen.

### **Sie haben sich zwar neulich im Zusammenhang mit den Drosselungsplänen der Deutschen Telekom öffentlich für Netzneutralität ausgesprochen, trotzdem fragt man sich, wie unabhängig jemand sein kann, der jahrelang für die Telekom tätig war und jetzt eine Stiftungsprofessur des Unternehmens innehat. Wie frei sind Sie in Ihren Entscheidungen?**

Ich bin nicht bei der Telekom angestellt. Ich bin als Beamtin des Landes Berlin an der Universität der Künste tätig. Wenn ich hier nicht frei und unabhängig wäre, hätte ich gar nicht in das Kompetenzteam von Peer Steinbrück gehen können. Im Übrigen finde ich es überhaupt nicht anrühlich, sondern im Gegenteil sehr spannend, wenn eine Universität und ein Unternehmen gemeinsame Forschungsinteressen haben. Wichtig ist nur, dass man die eigene Position bewahrt – und die kann durchaus auch mal kritisch sein.

### **Sie haben zuerst Architektur studiert. Warum der Wechsel zum Design?**

Das Architekturstudium entpuppte sich für mich als Fiasko. Als ich versuchte, meine ersten Modelle zu bauen, merkte ich, dass es bei mir nicht besonders weit her ist mit dem räumlichen Vorstellungsvermögen. Und da ich aus einer Druckerfamilie stamme und meine Eltern als Schriftsetzermeister praktisch wie Grafiker gearbeitet haben, lag der Wechsel zum Grafikdesign nahe. Das Studium hat sich dann allerdings ganz anders entwickelt, als ich ursprünglich dachte: weg von der konkreten Formgebung, hin zur konzeptionellen Gestaltung und zur Theorie.

### **Sind Sie bewusst nach Köln gegangen?**

Ja, die KISD suchte eher Generalisten als Spezialisten für Produktdesign oder Visuelle Kommunikation. Außerdem gab es immer eine starke Orientierung zur Theorie. Es gab Fächer wie „Gender und Design“, die ich dann auch studiert habe. Das war für mich genau der richtige Weg. In einer klassischen Ausbildung wäre ich wahrscheinlich fehl am Platze gewesen.

### **Und die KISD hat Ihr Verständnis von Design geprägt.**

Ja, vor allem einige Professoren dort. Gui Bonsiepe prägte mein Verständnis für Interfacedesign, Uta Brandes und Michael Erlhoff weckten meine Lust an der Theorie und Forschung. Den beiden kam es ja weniger auf eine Grundlagenausbildung im Zeichnen und Modellieren als auf Projektarbeit an. Und weil ich ganz früh große Projekte mitmachen durfte, habe ich mich nie als kleine Studentin gefühlt. Man ist sofort mit einer professionellen Haltung an die Aufgaben rangegangen. Und das war toll.

### **Zahlt sich das bis heute aus?**

Ich glaube schon. Beim Entwerfen geht es mir weniger um fertige Objekte als vielmehr um Prototypen und um Konzepte. Die Zukunft der vernetzten Gesellschaft zum Beispiel: Das ist für mich ein Entwurfsthema, und ich finde es spannend, das als Projekt zu begreifen und eine Designdenkweise mit reinzubringen.

### **Warum der Ausflug nach Tübingen, wo Sie im Fach Rhetorik promoviert haben?**

Gui Bonsiepe interessierte sich für visuelle Rhetorik. Wir lernten bei ihm, wie Werbeanzeigen funktionieren, welche rhetorischen Figuren da benutzt werden und wie Designer mit Bildern kommunizieren. Ich habe diese Ansätze auf audiovisuelle Medien übertragen und gefragt, wie man mit Filmen überzeugt. Dass ich damit als Designerin mit Fachhochschulabschluss beim Rhetorischen Seminar in Tübingen landen konnte, hat mich selbst überrascht. Den Wechsel zu so einer geisteswissenschaftlichen Hochburg empfand ich, ehrlich gesagt, als Kulturclash.

### **Was hat Sie danach an den T-Labs gereizt?**

Als die T-Labs 2004 gegründet wurden, herrschte dort eine tolle Aufbruchstimmung. Da fanden sich Konzernvertreter und Forscher zusammen, die überlegten, wo es ähnliche Fragestellungen gibt und wie man voneinander lernen kann.

„Die Zukunft der vernetzten Gesellschaft ist für mich ein Entwurfsthema.“

Das faszinierte mich – nicht zuletzt deshalb, weil ich mein Interesse rund um die Mensch-Maschine-Interaktion einbringen konnte.

### **Dazu forschen Sie auch hier im Design Research Lab. Dabei entstehen oft Prototypen wie etwa der Handschuh, mit dem Taubblinde ihre Tastsprache in normale Schriftzeichen transferieren können. Wie kam es dazu?**

Es fing damit an, dass wir im Rahmen des Themas „Gender und Diversity“ Kontakt zu einem Berliner Gehörlosenverein bekamen. Bei den Treffen lernten wir eine Menge über Gebärdensprache. Wussten Sie zum Beispiel, dass Gehörlose Short-cuts verwenden? Wenn ich jetzt etwa eine Geschichte über ein Auto und ein Fahrrad gebärden würde und nicht die ganze Zeit diese Zeichen verwenden wollte, dann könnte ich das „Auto“ nehmen und hier im Raum platzieren und das „Fahrrad“ dort. Später müsste ich beim Gebärdensprache einfach nur noch auf die entsprechenden Stellen im Raum verweisen. Taubblinde dagegen sind in ihrer Kommunikation deutlich eingeschränkter.

Sie unterhalten sich mittels der **Tastensprache Lorm**, die einzelnen Fingern oder Handpartien bestimmte Buchstaben zuordnet. **Dialoge über eine Distanz hinweg** waren nicht möglich – bevor **Tom Bieling und Ulrike Gollner diesen Handschuh entwickelten**. Als wir einmal einen Handschuh mit eingezeichnetem Lorm-Alphabet entdeckten, kam uns die Idee, diese Markierungen durch Textilsensoren zu ersetzen und die Tastimpulse aufs Mobiltelefon zu senden, wo sie als normale Schriftzeichen dargestellt werden. Technologisch ist das natürlich überhaupt keine große Sache, aber das Beispiel zeigt ganz gut, wie man als Designer

Wir diskutieren solche Fragen immer wieder – zum Beispiel im Zuge unserer Zusammenarbeit mit einem Berliner Seniorenclub. Die Leute sind schon sozial vernetzt. Wozu brauchen sie eine Webseite, Facebook und dergleichen? Wie können wir Teilhabe auf einem analogen Level ermöglichen, welche Rolle spielt das Digitale? Dann veranstalten wir halt einen Workshop, eröffnen ein Community-Café oder backen gemeinsam Waffeln. Produktvermeidung ist eine wichtige Herausforderung. Ich fände es schlimm, wenn wir hier lediglich technische Gadgets entwickeln würden.

**Apropos Gadgets. Bei Ihren „Intimate Mobiles“ handelt es sich um Telefone,**

**die je nach Stimmungslage erhärten oder dahinschmelzen: Wozu soll das gut sein?**

Abgesehen vom Vibrationsalarm, spricht die Telefonie im Moment vor allem Auge und Ohr an. Wir wollten er-

forschen, ob in unser Zusammenspiel mit Technologien mehr Sinnlichkeit Eingang finden kann. Außerdem haben wir uns gefragt, inwieweit es den Nutzer entlastet, wenn er bestimmte Signale eben nicht nur akustisch oder visuell erfasst, sondern spürt. Ein Beispiel: Wer durch die Stadt navigiert, muss dauernd aufs Display gucken. Wie wäre es denn, wenn ich eine Apparatur hätte, die mich in die richtige Richtung lenkt, indem sie links oder rechts schwerer wird, sodass es sich anfühlt, als zöge da ein Hund an der Leine?

**Sie sprechen jetzt von diesem Hut mit eingebautem Navi.**

Auf die Idee mit dem Hut sind wir gekommen, weil wir bei diesem Projekt ein realistisches Szenario brauchten. Nachdem wir ihn gebaut und ausprobiert hatten, waren wir selbst überrascht, wie gut es sich anfühlt, mit dem Ding so Harry-Potter-mäßig durch die Stadt zu laufen und durch ganz kleine Hinweise mitzubekommen, was gerade passiert. Aber klar: So etwas braucht die Welt als Produkt nicht, hier geht es um das Ausprobieren von Taktilität.

**Beim Projekt „Skintimacy“ geht es darum, mittels Hautkontakt akustische Signale zu erzeugen. Anrem-peln wird mit Krach quittiert, Strei-**

**cheln mit Wohlklang. Im Kunstkontext ist so etwas nicht ganz neu. Neu ist aber der Gedanke, solch eine Technik für die Alltagskommunikation zu nutzen. Klingeltöne statt Körpersprache: Mich gruselt's bei dieser Vorstellung.**

Wir probieren das gerade im Bereich der Altenpflege aus, wo bekanntlich viele Senioren kaum Hautkontakt haben und darunter leiden. So etwas wie „Skintimacy“ könnte den Menschen unter Umständen helfen, weil sie bei der Berührung noch mal eine positive Rückmeldung bekommen. Aber ich kann durchaus nachempfinden, was Sie stört. Auch ich finde es wichtig, die Grenzen zwischen Körper und Technik genau auszuloten. Das ist ein Punkt, den wir ganz kritisch diskutieren müssen. Und ohnehin fühlen wir uns mit unseren Projekten eher dem kritischen Design verpflichtet.

**Warum diskutieren Sie nicht, sondern bauen gleich Modelle?**

Weil wir durch Prototypen Erfahrungen ermöglichen, die manche Fragen überhaupt erst aufwerfen. Und weil wir dadurch erkennen, wo wir eventuell eine Grenze überschritten haben.

**Wird mit der Google-Brille eine Grenze überschritten?**

Wenn ich eine Person anschau, mache ich mir ein Bild von ihr. Wenn ich sie durch eine Google-Brille anschau, bekomme ich noch ein Facebook-Profil und andere Zuschreibungen mitgeliefert. Das ist eine massive Veränderung, die ich überhaupt nicht unterhaltsam finde. Mich wundert eigentlich, dass dieses Gerät bislang so wenig kritisiert wird.

**Aber in gewisser Weise arbeiten Sie doch auch an der Verschmelzung von analoger und digitaler Welt.**

Ja, aber trotzdem muss man darauf achten, wie sich zum Beispiel durch solch eine Datenbrille unser Umgang miteinander verändert. Habe ich noch die Möglichkeit des unverstellten Blicks? Sich kennenzulernen, fällt das jetzt plötzlich weg? Habe ich nicht ein Recht auf Unvoreingenommenheit? Sollte diese Brille einmal auf den Markt kommen, hoffe ich, dass auch die Debatte über solche Fragen in Gang kommt. Furchtbar wäre es, wenn lauter passive Konsumenten sagten: Okay, jetzt gibt's halt auch noch so'ne Brille.

„Habe ich noch die Möglichkeit des unverstellten Blicks? Ich hoffe, dass die Debatte über solche Fragen richtig losgeht, sollte die Google-Brille auf den Markt kommen.“

Brücken bauen und Partizipation ermöglichen kann.

**Auf Teilhabe zielen auch andere Projekte. Da gibt es einen elektrifizierten Pullover für Schlaganfallpatienten, Mobiltelefone für Frauen und vieles mehr. Gibt es keine sozialpolitischen Lösungen für Teilhabeprobleme? Muss es immer die Technik richten?**

Sprachrohr: SPD-Pressesprecher Albrecht von Wangenheim weicht Gesche Joost nicht von der Seite. Gerade zeigt er ihr den neuesten Tweet von Sabine Leutheusser-Schnarrenberger.

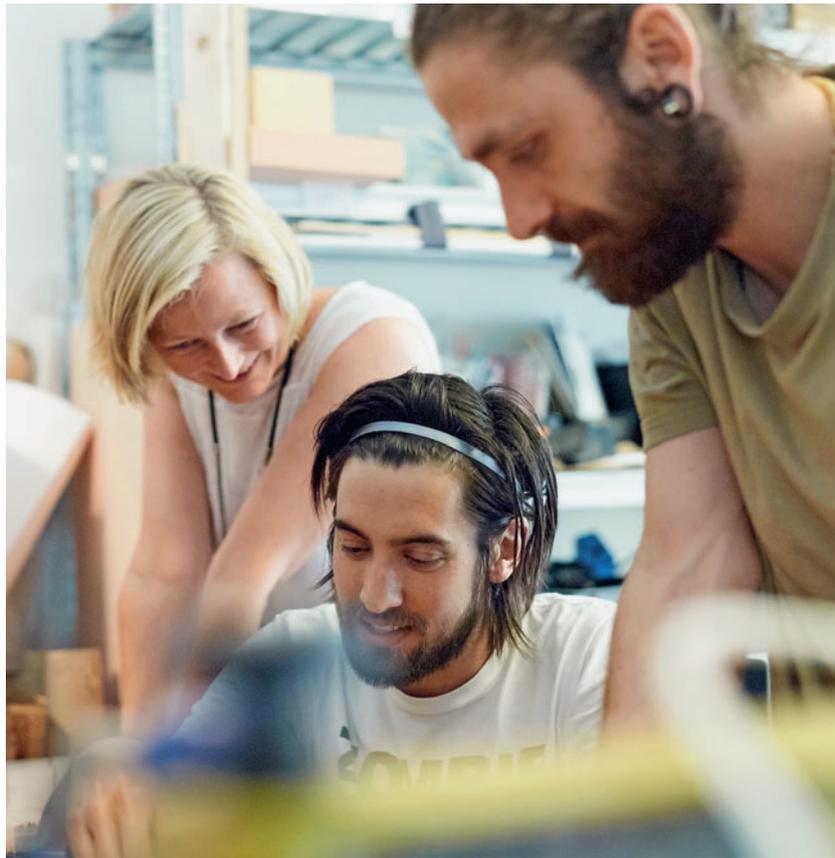




**Spielzeug:** Der „Bring Back Mountain“ ist eine Art Flipper, bei dem ausgediente Handys als Projektile fungieren; die Installation soll Nutzern das Thema Recycling auf spielerische Weise näherbringen.

**Teamwork:** Gesche Joost schaut zwei Lab-Mitarbeitern über die Schulter, die sich mit dem Projekt „Skintimacy“ beschäftigen.

**Strickware:** Interaktive Textilien sind mit zahllosen Sensoren, Schaltern und Leitungen ausgestattet – vieles davon wird im Design Research Lab ganz konventionell aufgenäht.



**Mal unabhängig vom Wahlausgang im September: Können Sie sich vorstellen, in die Politik zu wechseln?**

Bislang habe ich positive Erfahrungen mit der SPD gemacht und glaube, dass ich als Quereinsteigerin auch wirklich etwas bewegen kann. Die Partei hat die Chance, sich für Politikformate zu öffnen, die bei jungen Leuten ankommen. Keiner meiner Studenten ist parteipolitisch aktiv, aber viele engagieren sich anderweitig. Sie spenden bei Betterplace.org oder organisieren den „Tag der

Speisekammer“ und kochen zusammen aus Lebensmittelresten. Es gibt so viele Möglichkeiten des Engagements. Und solche neuen Politikformate zu nutzen – das wäre mein Anspruch.

**Und das in der altherwürdigen SPD.**

Ja, super, oder? Wenn schon, denn schon.

**Aber ich hatte Sie ja gefragt, ob Sie dabei bleiben werden.**

Einfacher ist es hier, hochspannend ist es hier auch. Aber das Neue reizt mich schon sehr. Und ich sehe auch, wie viel in diesem Land zu tun ist. ■

Gesche Joost gab dem design report-Autor Klaus Meyer viele Denkanstöße mit auf den Weg.